

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 36 (1946)
Heft: 43

Artikel: Ein Gang durch die Geschichte von Köniz
Autor: Lerch, C.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-649597>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

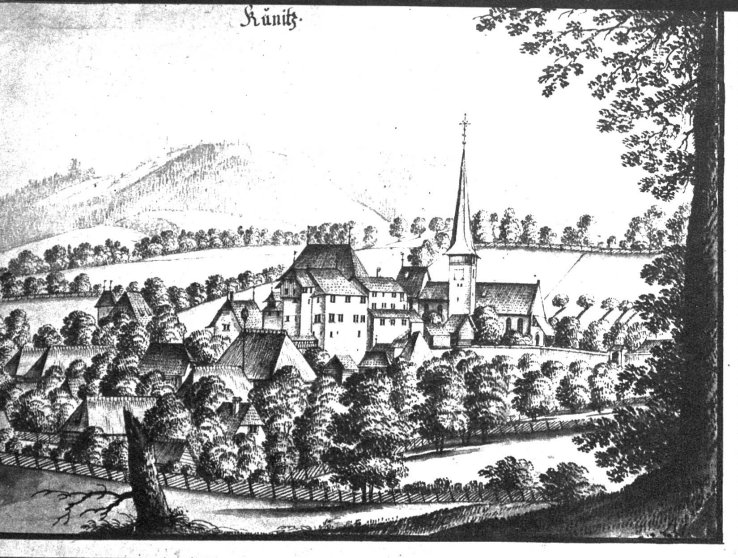
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



«Köniz bei Bern», sagt man heute. Einmal war's umgekehrt: «Bern bei Köniz». Die Stadt Bern ist nämlich im abgelegenen Nordostzipfel der damaligen Kirchgemeinde erbaut worden; und noch während mehrerer Jahrzehnte mussten die Berner nach Köniz zum Gottesdienste. Die junge Stadt, die nicht viel mehr besass als ihre Türme und Mauern, ihre werkfrohen und wehrhaften Bürger, musste sich Namen und Ehre, Geltung und Bedeutung erst erwerben; denn es war ihr nicht ohne weiteres zu prophezeien, dass sie zum Mittelpunkt eines angesehenen Staates von europäischem Rufe heranwachsen würde.

Köniz dagegen erfreute sich schon damals eines zwar nicht gerade europäischen, aber doch weithinreichenden Rufes. Denn auf dem burgstättähnlichen Kirchhügel war ein angesehenes Chorherrenstift zu Hause, eine Vereinigung hochgebildeter, würdiger Geistlicher. Solche Stifte gab es in unserem Lande nicht viele; das nächstgelegene war Interlaken. (Ein Stift genau gleicher Art besteht heute noch auf dem Grossen St. Bernhard.) In Köniz liefen alle Fäden des Kirchenwesens aus weitem Umkreis zusammen, und das will heissen, alle Fäden des geistigen Lebens überhaupt. Um uns der ganzen Bedeutung dieser Tatsache klar zu werden, müssen wir uns eben vergegenwärtigen, dass die Stadt Bern zu Köniz gehörte... Wer die Kirche von Köniz innehatte, der konnte die Politik der Stadt Bern bestimmend beeinflussen.

Und wie wichtig dies war, zeigte sich rasch genug, als der deutsche Kaiser Friedrich II. von Hohenstaufen mit dem Papst in Streit geriet!

Das junge Bern stand mit den Könizer Chorherren auf gutem Fusse; die Könizer Chorherren ihrerseits waren treue Parteigänger des Bischofs von Lausanne, dessen Hirtenstab bis zu Aare reichte; und der Bischof selber hielt, wie nicht anders zu erwarten, zum Papst.

Wer etwas durchsetzen will, findet immer eine Begründung für sein Vorgehen, Kaiser Friedrich nahm den Chorherren kurzerhand ihr reiches Könizer Besitztum weg und übergab es seinen Lieblingen, den Brüdern vom Deutschen Hause (dem Deutschritterorden). Das Chorherrenstift — so argumentierte er — sei seinerzeit

ohne Erlaubnis des Reiches auf Reichsboden gegründet worden. Ueber die Tatsache, dass Köniz bei der Gründung des Stiftes zum selbständigen Königreich Burgund gehört hätte und dass die Begründung höchst fadenscheinig war, ging der von Feinden ringsum bedrängte Kaiser kurzerhand hinweg. «Not kennt kein Gebot» — dieser Grundsatz ist alt, wie gesagt.

Die Chorherren setzten sich zur Wehr; nicht mit Waffengewalt, die ihnen ja nicht zur Verfügung stand; aber mit der ehrlichen Bredensamkeit ihres guten Rechtes. War nicht der Vorsteher des Stiftes, Propst Peter, der geachtete und verehrteste Mann in weitem Umkreise?

Der «Könizer Handel» wuchs sich zum leidenschaftlich geführten Streite aus, der weit über die Grenzen des heutigen Schweizerlandes hinaus mit eifriger Spannung beobachtet wurde. Hüben und drüben kämpfte man mit ehrlichen und dann auch mit andern Mitteln. Die Burgerschaft der Stadt Bern, der der Streit im Hinblick auf ihre Zukunft sehr nahegehen musste, stellte sich nicht einseitig auf die eine oder andere Seite. Kaisertreu, Freund des Deutschen Ordens, war Schulheiss Peter von Bubenberg. In mittelalterlich handfester Weise griff er zur Tat: er überfiel den Lausanner Bischof im Forstwald, misshandelte und beraubte ihn, jedenfalls, um ihm das Wiederkommen und die weitere Parteinahme gegen den Deutschen Orden zu verleiern. «Raubritter», darf man ihn deswegen nicht schelten. Er war von der Richtigkeit, wenn nicht seines Vorgehens, so doch seiner Stellungnahme so sehr überzeugt, dass er sich um den Kirchenbann, den der Papst nach geschehener Tat gegen ihn aussprach, keinen Deut kümmerte, sondern nach wie vor im Gottesdienste in der Könizer Kirche erschien; während anderseits ein grosser Teil der Berner Bürgerschaft diese Kirche boykottierte und vom Kaisersohne Konrad zum kirchlichen Gehorsam gemahnt werden musste.

Das waren Ereignisse, deren weltgeschichtliche Hintergründe eine ebenso grosse Bedeutung zukommt, wie später der Reformation, der Aufklärung — und in unsern Tagen der Auseinandersetzung zwischen Diktatur und Demokratie.

Köniz um die Zeit von 1760–1765, nach einem Stich von Kauw, im Besitz des Historischen Museums in Bern

Schlussendlich blieben die Deutschritter in Köniz, nachdem der Streit fast zwanzig Jahre gedauert hatte (1226–1244).

Obenhin besehen, bedeutete der Besitzwechsel keine grosse Aenderung, denn die Bauern im Dorfe Köniz leisteten Zinsen und Abgaben genau in gleicher Weise wie vorher, und ebenso genossen sie die kirchliche Fürsorge (mitsamt Armenpflege, einfacher ärztlicher Hilfe und dergleichen) wie früher. Für die Stadt Bern war der Wechsel schon einschneidender; denn eine beachtenswerte Pflege geistiger und kultureller Interessen war vom Deutschen Orden nicht zu erwarten. Und eines nicht zu vergessen: der Ueberschuss der (sehr reichlichen) Einnahmen des Könizer Klosters nach Deutschland und half dort die Kolonisationsstätigkeit des Deutschen Ordens im fernsten Preussenlande finanzieren. Im übrigen führten die wenigen in Köniz ansässigen Ritter, wohl meist ältere — man möchte sagen pensionierte — Herren, ein geruhsames und an Tafelfreuden nicht armes Leben.

Geruhsam und beschaulich, wie das Leben der Deutschritter im Schlosse Köniz, auch das Leben der Bauernsame im Könizerlande dahin. Aufregende Tage gab es, wenn die Glocken der nahen Stadt um weithinverbreitete Hilfe riefen und Könizer Freiwillige dem Nutzenbanner zuströmten. Im Kampfe an der Schosshalde 1289, im Kampf (bei Oberwangen) 1298 und namentlich im Laupenstrass 1339.

Vollgültige Berner geworden sind die Könizer erst später, nämlich infolge des Sempacherkrieges 1388. Und dabei kam das Wort «vollgültig» erst noch mit dem behalt aufgefassen werden hat, sind mals Oesterreich weggenommen hat, die eigentlich königlichen Rechte zu, penaufgeboben, zum Steuerbezug — und nur selten zur Anwendung kam — der Fällung von Todesurteilen; mit andern Worten: die hohe Gerichtsbarkeit über einen Teil der niederen Gerichtsbarkeit über einen Teil der Kirchgemeinde Köniz (Entscheid in Zivilstreitigkeiten; Betreibungswesen, Strafwesen, Hypothekarwesen, Strafwesen in Kleinigkeiten) hatte Bern von jeher; besessen; denn der betreffende Teil der Kirchgemeinde (alles ausser Köniz-Dorf, Niederwangen und Farnern-Taufeld-Mühlhöfchen) gehörte zum Stadtgericht. Von einer dritten und letzten Etappe war nachher die Rede sein.

Geruhsam und beschaulich war, wie gesagt, der Alltag der Könizer Kirchgemeinden — bis ein an sich nicht einmal sehr bedeutender Vorfall den Namen Köniz an aller Ohren und auf aller Lippen trug.

Was Mobilisationsmüdigkeit ist, das braucht man einem Zeitgenossen nicht erst zu erklären. Und dieser Müdigkeit trug er sich kein Wehrmann unserer Tage zu schämen; denn sie schliesst die ethische soldatische Pflichterfüllung nicht aus.

Man schrieb das Jahr 1513. Seit Jahren immer wieder Truppenaufgebote; nicht für zwar anstrengende, doch unblutige Bewachungs-, Ausbildungs-, Ablösungsdienste, sondern zu Schlachtabzug und Blutdampfen jenseits der Alpen. Immer wieder auf dem Hochwachtfeuer auf dem Gurten des Bauernmann vom Pfluge, den Handwerkern von der Esse und der Werkbank weg Lohnausgleich? Landdienst? Urlaub? Wehrmannsunterstützung? Lebensmitrationierung, d. h. gerechte Verteilung? Unterunkunft, Sold? Sehr unsichere Güter.

Funktionieren und Sold hängen ab vom Funktionieren oder Nichtfunktionieren des die Sache, um die sich der Staat nicht zu kümmern hat. Austausch von Kleidern, Waffen, Schuhen? Gibt's nicht. Der Wehrmann rüstet sich selber aus. Wer hat, der hat.

Der Wehrmann leidet, entbehrt und — denkt. Wer trägt, so fragt er sich, den Nutzen davon? Doch wohl jene Berner Herren, die Kriegspolitik machen und das Gold einstecken, gleissendes Franzosen-geld.

Es mottet im Volke. Murren, verbissene Schelten und Schimpfen. Böse Worte an jedem Märitztage, den Gott werden Kellern. «Der Wein erfindet nichts; er schwatzt's nur aus».

Wein floss reichlich an der Könizer Chnibi am 26. Juni 1513. Zahlreich war das Volk aus der Umgebung herbeigekommen; bewaffnet, wie es Brauch und Sitte war. Schier unversehens standen auf der Strasse bei dreihundert übermütigen Genossen beisammen: «Auf nach Bern zur Abrechnung mit den Kronenfressern!»

In Bern viel Geschrei, viel Lärm, viel Brodens und Trutzens und beklemmend genug erinnerte sich jetzt das Stadtvolk daran, dass vier Monate früher fastnachtstänzen, ausgelassene Verkleidete die «dummen Puren» lächerlich gemacht hatten. Kommt die Stunde der Vengeance? Man kennt's nicht wissen. Gefährlich genug steht der Ueberfall freilich aus: ein Wirtshaus wird geplündert; einem Mitgliede der Regierung werden Kisten und Kasten gedemütigt; einem andern Mitgliede der Regierung stürzt man polternd, mit erhobener Faust ins Haus; der aber, zugleich der Landvogt und der Gewandteste, lachelt, und wie es sechs Uhr schlägt, tanzen die Dreihundert an der Kreuzgasse.

Man ringelstehen, scharf beobachtet vom Stadtvolk — und ziehen dann wieder etwas laut, aber völlig harmlos, Köniz zu, die Kilbi fertig zu feiern. Der alte alte bernische Grundsatz «Me mues gang grad ds Wüeschtsichte alles machen» hat sich bewahrt.

KALEIDOSKOP

Im alte Schuelhus z'Chüniz, wo 1848 ein baue worde, isch bis 1899 o d'Gmeindschryber ungerbracht gsy, u derzue no Wohnise für e Gmeindschryber u zwo Lehrer. D'Schuel selber het halt nume vier Klasse gha.

Dert, wo hüt d'Farbfabrigg Böhme het, isch frueher e Nudlere gsy. Da het verlore, wo nere Maschine gwärcht het. Me het ihm d' e hölzige Arm gmacht mit eene Haage dranne, un är isch Briefschryber worde. Mängs Jahr lang isch er als Privat-Agstellte vom Posthalter Barth der ganze Umgäbig gsy. Wo du d'Schwärz- und Schieler-Hehr zuetelt übercho u het aneläng d' schrubt Wäg i ds Chüniztal, u gemershus, uf e Schlierbärg u über Schlieren u Schwande müesse abschuene. Me me der ganz Wäg, wo der Hans i däne Jahr abgchlopfet het, tät grad mässe, es gieng öppe drümal um d'Aerde une.

Die ellschte Lüt z'Chüniz bsinne sech, no dass albe d'Schalewärdler vo Bärn, i Schrittschleider u zäme gchöttelet, sy cho Ziegel brönne. Die Brönneret isch uf

che» hat sie zur Besinnung gebracht. Ohne einen Tropfen Blutes vergiesen zu müssen, hat die Regierung gesiegt. Freilich kriegen in den nächsten Tagen die Landleute da und dort Gölüste, auch zu «kölizern»; aber es bleibt so ziemlich beim Gölüsten. Freilich wetterleuchtet's zeitweise recht groll; Köpfe von Kronenfressern fallen; aber die Regierung bleibt Meister, indem sie Zwang und Nachgeben weise mischt.

Das war der Könizeraufstand von 1513.

Im Reformationsjahr schickt Bern die Deutschritter zu Köniz weg; heim ins Reich! — Auf dem Schlosse waltet, verwaltet und rechnet jetzt ein Vogt aus der Stadt. Der Deutsche Orden reklamiert und beruft sich auf sein gutes Recht. Bern gibt nach zwei Dutzend Jahren nach und erstattet Köniz (und Sumiswald) dem Orden zurück; doch muss der Verwalter ein Berner sein. Der Reingewinn fliesst jetzt, statt in die bernische Staatskasse, wieder nach Deutschland ab.

Mit den Jahren wird den Ordenshütern draussen im Reich die entlegene Besitzung Köniz doch zu beschwerlich. Man klopft bei den Gnädigen Herren in Bern an: Wie wär's mit einem Kauf? Im Berner Rathause wird gerechnet, geprüft und überlegt. Man weiss nämlich genau, wieviel Geld alljährlich von Köniz nach Deutschland geht, und demgemäss ergibt sich der Kaufbetrag von selber; im Grunde genommen, ist es eine Kapitalanlage; eine, die sich rentieren soll. Nach etwelchem Markten einigen sich Käufer und Verkäufer auf hundertzwanzigtausend Taler; das mag etwa soviel ausmachen wie sechs Millionen heutiger entwerteter und abgewerteter Schweizerfränklein. — Die Könizdörfler schmunzeln; sie können bei dieser Aenderung, bei Lichte besehen, nur gewinnen; und sie sind endlich ganz vollwertige Berner geworden! Fuxz gut mit meh!

Und um 1780 regiert über die Zwerglandvogtei Köniz der damals berühmteste Berner, der preussische General Rupertus Scipio von Lentulus. Stellen wir uns vor ein schweizerischer General würde im hö-

hern Alter, zwecks guter Versorgung bei nicht zu anstrengender Arbeit — belohnungsweise — mit der Stelle eines Regierungsstatthalters betraut, und zwar nach seiner eigenen Wahl... so ungefähr war die Sache mit General Lentulus. Wie es scheint, gefiel es ihm in Köniz gut, und wenn er gelegentlich eine kleine Luftveränderung wünschte, so war's nicht weit zu seinem Landgute Monrepos im Weissenstein, wo in schnurgerade gezogenen Beeten blecherne Tulpen blühten, ausgerichtet wie preussische Soldaten. Dunkle Gerüchte wollen wissen, der General schlafe noch heute im verschlossenen Gartenhause von Monrepos, und er werde aufwachen und wiederkommen, sobald der Schweiz ernsthafte Kriegsgefahr drohe.

In jener Zeit war die Schweiz das Mode-Reiseland; in die Alpen wagten sich die fremden Gäste, zumeist Fürstlichkeiten, Studenten und Dichter, noch nicht so recht; aber das bernische Hügelland sah stetsfort ausländische Besucher. Wer's konnte, der schrieb nach der Heimkehr ein Buch über die erlebte Schweizerreise; und da stand immer wieder zu lesen von den reichen Berner Bauern; als einer der Orte, wo sie gut gediehen, wird hie und da auch Köniz genannt. Allerdings war hier die Möglichkeit, zu Wohlstand zu gelangen, grösser als anderswo; denn schon recht früh hatte sich hier die Wirtschaft günstig entwickeln können, nicht zum mindesten wegen des guten Absatzes der Produkte in der nahen Stadt.

Den Wohlstand des ausgehenden 18. Jahrhunderts hat dann die Fremdherrschaft der fünf Jahre von 1798 bis 1803 gründlich zerstört. Immerhin war es bei uns noch lange nicht so schlimm wie etwa in der Innerschweiz und im Glarnerland. Die Könizer von damals fanden Mittel und Wege, die Not der dortigen Eidgenossen lindern zu helfen; und diese hilfreiche Gesteung blüht heute noch. C. Lerch

General Rupertus Scipio von Lentulus, der im Auftrage Berns ums Jahr 1780 herum die Zwerglandvogtei Köniz regierte. (Aus «General Lentulus» von F. A. Volmar, Bern 1936)



em Rothacher-Hubei gstande, gegenüber der Anstalt Landorf, dert, wo hüt bim schattige Landorf d'Strass über d'Bahn geht.

Vor vierzig Jahren stellte die obere Gemeinde nicht nur rund 1/3 der ganzen Gemeindeeinwohnerschaft, sondern zugleich sozusagen alle Gemeindebehörden. Inzwischen ist die Einwohnerzahl von 7500 auf 16500 gestiegen, das Verhältnis hat sich, wenigstens in den Verhältniszahlen der Einwohner, im gleichen Prozentsatz auf die untere Gemeinde verzogen. Und die Gemeindesteuererträge haben sich inzwischen rund verzwanzigfacht.

Bern — Wabern? Nein, wir greifen in kein Wespennest. Aber als Christen müssen wir doch auch Kenntnis geben von diesen Diskussionen, die an allen Bier- und Kaffeetischen eifrig geführt werden. Bern möchte Wabern wegen den Steuern, die anderen möchten wieder andere möchten den Steuern wegen den Steuern nicht. Wenn das Problem in der Gemeinde zum Entscheid kommt, so wird halt da und dort das Portemonnaie den Stimmzettel ausfüllen.